



Ein echt indisches Experiment.

Von Bartolus.

Und wieder einmal drehte sich das Gespräch um Telepathie, Telekinese, Spiritismus, Hellsehen und was es da noch so an okkulten Dingen gibt. Den Anlaß gab die Nachricht, daß ein „Hellseher“ von einem Schöffengericht wegen täuschender Reklame in Lateinheit mit Betrug zu 2000 Reichsmark und sein Impresario zu 1500 Reichsmark Strafe verurteilt worden seien. Die Berufungsinstanz hatte leider — ich sage leider! — die Strafe ermäßigt, vor allem aber den Tatbestand des Betruges als nicht erfüllt angesehen und den „Hellseher“ zu diesem Punkt der Anklage freigesprochen.

Auch diesem „Hellseher“ war es gelungen, die Richter zu bewegen, ihn im Gerichtssaal experimentieren zu lassen. Ja, noch mehr, er erreichte, daß zwei triefkündige Sachverständige während der Dauer der Experimente den Saal verlassen mußten. Zwar hat das Gericht nun etwa nicht den „Hellseher“ beschleunigt, daß er hellsehen kann, sondern man ließ die Anklage des Betruges fallen, weil die Herren Richter der Meinung sind, jeder Besucher der Vorträge des Hellsehers wisse, daß ihm Varieteekunststücke vorgemacht werden und von Betrug könne demnach keine Rede sein.

Hier aber liegt gerade der so oft zitierte Haase im Pfeffer. Es ist genau umgekehrt. Die weltweisen Herren Richter irren. 99 Prozent der Besucher von Hellseher-Veranstaltungen sind festensfest von den übernatürlichen Fähigkeiten der Herren Hellseher überzeugt, und manch einer opfert sein fauerverdientes Geld und setzt seine letzte Hoffnung in diese Knoten.

Als ich im Verlauf des oben erwähnten Gesprächs zum zigsten Mal diesen Gedanken ausdrückte, da fand ich wieder, wie so oft, hartnäckigen Widerspruch.

„Man könne doch nicht bestreiten, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen unsere Schulweisheit“ kam einer nach altbewährtem Rezept.

„Beichten!“ sprach ich. „Das wird ja gar nicht bestritten. . . . Bestritten wird bloß, daß es Menschen gibt, die auf Kommando hellsehen können, aber das wird radikal solange bestritten, bis jemand das Gegenteil beweist. Und das ist in diesem Leben noch nicht geschehen.“

„Erlauben Sie mal. . . . Gelehrte, Professoren, bedeutende Wissenschaftler haben bekundet

„Barifari“, sagte ich. „Zum Missfallen nimmt man auch eine Forke und keine silberne

Dischgabel; um einen „Hellseher“ zu begutachten, bedarf es keines philosophischen Studiums oder ärztlicher Kenntnisse, sondern eines ausgekochten Jungen, der alle Taschenspielerkniffe kennt und weiß, was man von der Beobachtungsgabe der meisten Menschen zu halten hat.“

„Also wollen Sie behaupten, alles, was die Hellseher von ihrer rätselhaften Begabung zeigen, sei Schwindel?“

„Alles! Ohne Ausnahme. Wenigstens alles, was man bisher von ihnen gesehen oder gehört hat. Uebrigens rätselhaft ist gut; rätselhaft sind die Dinge nur für den, der ihre Technik nicht kennt. Immerhin mag es irgendwo und irgendwann Menschen geben, die irgendwann in die Zukunft geschaut oder Verborgenes erkannt haben; nicht einen gibt es, der auf einem Saalpodium vor anderen Menschen wirkliches Hellsehen gezeigt hat. Menschen mit bewundernswerten Geistesleistungen, mit phänomenalem Gedächtnis, o ja, die gibt es — man denke nur an gute sogenannte Rechenkünstler, und schließlich an einen gewissen Herrn von Goethe — aber Hellsehen auf Wunsch oder Kommando. . . . Nein! Was an dem Hellseher in Erstaunen setzt, das ist die ganz ungläubliche, beinahe phantastisch zu nennende Furchheit und Unverschämtheit, mit der sie Tausende von Menschen an der Nase herumführen.“

„Ich weiß nicht. Ich weiß nicht.“ sagt der Verteidiger des Okkulten zu mir. „Sie gehen doch zu weit. Ich habe Sie im Verdacht, daß Sie auch bloß eine große Kresse haben und sich „wichtig“ machen wollen. Vielleicht sind Sie auch neidisch. Ich habe da einen Hellseher gesehen, und ich muß sagen

„Und dann schildert er ausführlich die „Wunder“, die er gesehen hat.“

„Ja, und da hatte ich es. Und dann machte ich ihn zwischen zwei Gläsern. Hier einige dieser „Wunder“ vor, aber das half gar nichts. Der gute Mann sagte einfach: „Na ja, Naippi ja ganz schön, aber der Hellseher machte es anders.“

Da kann man nichts machen. Plötzlich hatte ich jedoch einen Einfall.

„Hören Sie“, sprach ich. „Was würden Sie von einem Menschen halten, der, sagen wir. . . . der. . . hm, der willkürlich seinen Pulsschlag beschleunigen oder verlangsamten oder

ganz aussetzen lassen kann, während er dabei ruhig vor Ihnen steht?“

„Ausgeschlossen“, sagte der sonst so vertrauensselige Mann.

„Nanu“, sagte ich. „Haben Sie noch nie etwas von. . . hm, von Willkenschulung. . . von indischen Jogis, von indischen Fakiren gehört, die sich sogar lebendig begraben lassen und nach Wochen wieder aufstehen und fröhlich Eierkuchen essen?“

„Ach so, ja, das stimmt, das gibt’s.“

„Na also, und weshalb soll dann nicht ein Mensch seinen Pulsschlag kraft seines Willens regulieren können?“

„Eigentlich haben Sie recht“, kam es jetzt aus dem Munde des in seinem Urteil bereits schwankend Gewordenen. „Aber das wäre doch allerhand.“

„Nun“, sagte ich dumpf und rollte meine Augen hinter den Brillengläsern wie ein abgestochenes Kalb. „Haben Sie denn gar nicht gewußt, daß ich einer dieser willensstarken Menschen bin?“

„Ne“, sagt der Lämmler ganz frech.

„Wissen Sie denn gar nicht, daß ich meine Jugend in Indien, in einem geheimnisvollen Kloster verbracht habe? Sie, dort habe ich alle Wunder Indiens studiert und nun passienfemal auf

Ich war schnell rausgegangen und kam nach wenigen Sekunden wieder.

„So“, sprach ich mit schwerem Zungenschlag. „Hier fühlen Sie meinen Puls. . . haben Sie? . . . Ja, gut. . . normales Tempo, was? . . . Ja, nun. . . Achtung, jetzt werde ich meinen Puls aussetzen lassen, Herr ganz weg wird er sein. . . Haben Sie keine Angst, ich sterbe nicht gleich. . . In Indien habe ich das oft gemacht, gehört zur berühmten Astise der Arbeiter von der heiligen Laus. . . So. . . Achtung. . . Nein! . . . Was ist? . . . Fühlen Sie noch einen Puls? . . . Nein.“

Ich hatte mir über die Stirn acstrichen, siebenmal tief geatmet, einmal in der Nase gehohlet und dann — bums, weg war mein Pulsschlag an der linken Hand, die die Kontrollperson hielt.

Machte der aber ein Gesicht!

„Aufgepaßt, jetzt kommt der Puls wieder. . . .“ Und schon war er da. . . . tuck, tuck, tuck. . . machte er.

„Donnerwetter“, rief der Mann. „Das ist ja doll. . . . Warense wirklich in Indien?“

Ein Arbeitstag.

Von Hans Gadenbauer, Königsberg.

„Seppnerständlich, wo sonst wollen Sie dieses kolossale Willenstraining erlernen?“

„Donnerwetter“, machte er nochmal und staunte mich an.

„Sören Sie“, sprach ich. „Vor langen Jahren einmal sah ich einen Herrn, der machte dieses lebensgefährliche Experiment auch — denn wenn der Puls bekanntlich zu lange ansetzt oder nicht wiederkehrt, dann ist man doch tot, nicht —, den Herrn kontrollierten zwei Ärzte und der überfüllte Saal staunte Preßhohlen und war begeistert.“

„Das glaube ich.“

„Der Mann behauptete ebenfalls, das gefährliche Experiment in Indien gelernt zu haben. Er muß aber in einem anderen Kloster gewesen sein; wir hatten uns jedenfalls nicht getroffen.“

„Na, Indien ist ja auch groß.“

„Soll wohl. Aber nun passen Sie auf. Ansonst ist der Tod, aber für ein kleines Bier bringe ich Ihnen dieses Experiment bei. In zwei Minuten. Wollen Sie?“

„Gern, o ja, gern . . . Herr Ober, ein kleines Bäckchen!“

„Gut. Prost! Machen Sie also Ihr schönes Oberhänd vorne auf, nehmen Sie eine Streckholzschachtel und schieben Sie die unter den linken Oberarm. Soll der Puls schlagen, dann halten Sie die Schachtel lose zwischen Oberarm und Körper, soll der Pulsschlag versetzen, dann pressen Sie den Arm an. Dabei wird die große Schlagader abgeklammert und der Puls setzt am Handgelenk aus. Das ist die ganze „indische“ Kunst.“

„Moin, das kann ja jeder.“

„Ja, wenn man weiß, wie es gemacht wird. Genau so ist das mit dem „Hellssehen“. Wenn man die Trias kennt, ist das „Wunder“ ein ganz plumper Schwindel.“

Bartholus.

Auf Robinsons Insel.

Juan Fernandez, die kleine Insel im Stillen Ozean, gilt allgemein als das Eiland Robinson Crusoes, und sie wäre es auch zweifellos, wenn wirklich bewiesen wäre, daß Defoe, der Dichter dieses unsterblichen Wertes, die Memoiren des Matrosen Alexander Selkirk benutzt hat. Diese literarische Streitfrage wird sich wohl nie ganz lösen lassen, und so bleibt die Insel unwittert von dem romantischen Hauch, der uns bei der Remnung des Romans Robinson anweht.

Aber diese phantastischen Träume der Kindheit erfahren kaum eine Bestätigung bei dem Besuch der Insel, sondern man fühlt sich, wie ein Besucher kürzlich ausführte, stark ernüchtert, wenn man diese einsam aus dem Meer aufragende Felsmaße betritt. Obwohl Juan Fernandez nur 600 Kilometer westlich von Valparaiso liegt, also etwa 20 Stunden Dampferfahrt entfernt, so ist sie doch sehr einsam, da die Schiffe hier fast nie anlegen. Die Küste ist ganz kahl, und vergebens sucht man nach dem Sande, auf dem sich die Fußspuren freitags hätten einprägen können, durch die Robinson zu seinem Begleiter kam. Auch spricht nichts dafür, daß hier jemals ein schwarzer Menschenstamm gehaust hat.

Die Ziegen, die wahrscheinlich von dem Entdecker der Insel Juan Fernandez im Jahre 1563 eingeführt wurden, und außer einigen Wildschweinen die wichtigste Tierwelt darstellen, gemahnen allein noch an Defoes Schilderung. Die Hauptbewohner sind heute politische Flüchtlinge. Es scheint, als ob seit den Tagen der spanischen Eroberung von Süd-

Drei Uhr morgens . . . Im Osten beginnt es langsam zu dämmern, und in dem kleinen Industriedörfchen rasseln die Beden. Dort und da wird es licht in den Arbeiterwohnungen, die vorher noch menschenleeren Straßen begannen sich zu beleben mit schwärzlichen, halbverschlossenen Gestalten, die mit einer Zausenanne versehen den gespenstlich herüberleuchtenden Hüttenwerk zustreben. Alte, abgeraderte Arbeiter neben noch jugendlich kraftvollen Gestalten, die gemeinsam eiligen Schrittes an dem kleinen, schmutzen Portierhäuschen vorüberhasten. Ein Teil davon ist wohl noch sehr schläfrig, und man glaubt es dem soeben vorübereilenden Jüngling aufs Wort, wenn er behauptet, daß er „noch einen Baken Schlaf im Gesicht habe“. Na ja, sie werden schon munter werden! So gegen vier Uhr werden die Scharen der durch das Tor Eilenden immer größer und dichter, und die, die weiter entfernt wohnen, kommen eiligen Tempos mit ihren Rädern angefahren, um bald darauf von der dunkel gähnenden Oeffnung aufgefogen zu werden. Innerhalb des Tores verteilen sich dann die Eintretenden in die einzelnen Betriebe.

Auch ich begeben mich in meine Abteilung, wo ich gerade noch vor dem Glockenzeichen, das den Arbeitsbeginn ankündigt, anlange. Schnell werfe ich den Rock ab, binde den Schutz um, sattle mich, das heißt, ich befestige einen Federpolster auf meiner rechten Schulter, ein Paar Festschleife zum Schutz der Hände, und nun kann's losgehen! Mein Kamerad ist ebenfalls schon bereit, und wir nehmen eine Anzahl bereitstehender Bunde, 50 bis 60 Kilogramm, wiegen sie ab und befördern sie auf unserer Schulter in die Verladehalle, wo wir sie in Fächern aufstellen. Au! Die Achsel schmerzt wieder, als ich mir den ersten Bund hinaufhebe. Ist wird sie ganz aufgerieben und dann schmerzt sie doppelt. Bund um Bund lehnen wir hinein und endlich ist die erste Partie zu Ende. Mein Kollege wird vom Schlaf gefoltert und torzelt mit seinen 50 Kilogramm auf der Achsel dahin. Kein Wunder, er ist schon um halb 2 Uhr aufgestanden und hat schon 25 Kilometer mit seinem Rade zurückgelegt. Inzwischen wurden von den nebenan beschäftigten Einbindern schon wieder eine Anzahl Bunde bereitgestellt und wir legen sie auf die Waage. Nun werden sie abgewogen und jeder Bund mit einer Nummer und der Ortsbestimmung versehen. Dann tragen wir sie nach Buenos-Aires, während die vorigen nach Frankfurt gehdrt hatten. Die Verlade-

halle ist nämlich in Abteilungen gegliedert, deren jede eine Ortsbezeichnung trägt. Und so kommen wir oft in einer Schicht durch die ganze Welt. Wir besuchen Tokio, Schanghai, Süd- und Mittelamerika, London, Paris, Mailand . . . Und dann sieht man wieder den abrollenden Bunden sehnüchtig nach! Wer doch mit ihnen fahren könnte! Gleichmütig und abgestumpft schultern wir Bund für Bund, werfen einander ab und zu einige Worte zu, winden uns durch scheinbar zwecklos hin und her hastenden Männern durch, und so wird es nämlich sieben. Nun wird schnell die Kneippbrücke hinuntergegoßen — im Stehen natürlich — das trodene Brot würgt zwar in der Kehle — aber hinunter muß es doch! Es gibt ja keine Zausenzeit und man muß sich sehr beeilen damit. Der Meister kommt jetzt auf mich zu und gibt mir den Auftrag, die vom Blockwalzwerk gewalzene Stangen mit dem Kran aufzuladen. Hocherfreut über die erwünschte Abwechslung werfe ich den Polster weg und begbe mich in das Blockwalzwerk, vorüber an den Fein- und Mittelstrecken, aus deren dampfenden Walzen die glühenden Stäbe wie gefolterte Schlangen hervorschießen. Etwas oberhalb sind die Defen, aus deren Rippen die weißglühenden Stahlbände wie Blitze funkeln. Unter den mit ungeheurer Geschwindigkeit rotierenden Steinen der anschließenden Schleiferei quellen strahlende, dicke Funkenströme hervor, die das scheinbar regellose Gewirr von klaffenden Riemen und stirkenden Rädern grell beleuchten. Glücklicherweise ist der Kran momentan nicht frei und ich kann daher ein wenig warten und habe Muße, das interessante Blockwalzwerk zu betrachten.

Das mit einem riesigen Ramin ausgestattete Blockwalzwerk ist ein langer, verhältnismäßig niedriger Bau, an dessen Flanke der große, auf zierlich durchbrochenen Pfeilern ruhende Kran majestätisch schwebend seine Schwingen breitet. Es liegt etwas eigenartig Schönes in diesem Gewirr von schlanken Stäben und wichtigen Trabern, die, zu einem so lustigen Gebilde zusammengefügt, über eine immense Kraft verfügen. Melobios flieht das grau gefirichene Gestänge zusammen, durchdrungen bis zum kleinsten Winkel, zum zartesten Stahlstäbchen vom Geiste der Technik aufjauchend in zierlicher Leichtigkeit streben die Pfeiler und Stäben so schlank himmelan, daß sich das Riesengewicht des darauf lastenden Kranes fliegend und furrend wandelt in ein ehernes Preislied auf den köpferlichen Menschengeist.

amerika die Insel immer wieder der Zufluchtsort Geächteter wurde, und die unglücklichen Nebenbuhler und Gegner des herrschenden Präsidenten von Chile fristen hier ein friedliches, wenn auch kümmerliches Dasein. Ihre Hauptnahrung sind die Langusten, die in großen Mengen gefangen werden. Daneben hat sich eine Industrie in der Herstellung von Spazierstöden entwickelt, für die die Chonta-Palme ein vortreffliches Material liefert. Die besondere Art dieses Baumes, die auf der Insel heimisch ist, weist ein sehr anziehendes schwarzweißes Muster in ihrem Holz auf. Die Palmen werden so rücksichtslos umgehauen, daß nur noch einige wenige von ihnen vorhanden sind.

Lebendiger als die Erinnerung an Robinson ist auf der Insel die an Alexander Selkirk, denn man ja für sein geschichtliches Vorbild

hält. Selkirk war Obermaat auf dem Schiff „Cinque Ports“, geriet mit dem Kapitän Stradling in Streit und bestand darauf, auf der Insel an Land gesetzt zu werden. Obwohl er dann vor der Abfahrt des Schiffes zweimal darum bat, wieder an Bord genommen zu werden, ließ man ihn allein zurück, und er wurde erst im Feber 1709 von dem Kapitän Rogers des Schiffes „Dufe“ gerettet, der sein Feuer brennen sah und ein Boot ausklickte. Der Ausguck, von dem der Einsiedler auf Juan Fernandez sehnüchtig nach dem Rettungsschiff ausblickte und den er in seinen Erinnerungen eingehend beschreibt, ist ein Vorsprung auf der Hauptgebirgskette der Insel, von dem aus man die Aussicht nach beiden Küsten hat. Der Aufstieg von etwa 600 Meter wird durch ein Dickicht von Farnen und Gewächsen aller Art erleichtert. Die Pflanzenwelt weist allein 24

Arten von Farnkräutern auf, obwohl die Insel nur 20 Kilometer lang und sechs Kilometer breit ist. Hat man glücklich die Höhe erklommen, so findet man auf dem Gipfel eine Steintafel, die 1808 zur Erinnerung an den vierzehnjährigen Aufenthalt Sektors angebracht wurde. Man erfährt hier, daß er von 1704 bis 1709 auf der Insel weilte, später Offizier in der englischen Marine wurde und 1723 im Range eines Leutnants an Bord des Schiffes „Weymouth“ starb. An dem Bergabhang, der sich in eine natürliche Terrasse über der Bucht ausbreitet, finden sich verschiedene Höhlen, die wohl von Flüchtlingen in früherer Zeit angelegt wurden; eine von ihnen, die mit Farnkräutern ausgeschmückt ist, dient als Kapelle. Deutsche Matrosen haben die Insel gelegentlich kennengelernt, als der deutsche Kreuzer „Dresden“ nach der Schlacht an den Falkland-Inseln dort einen Unterschlupf fand

und Flüche sind bei Scheidungszenen so alltäglich, daß man ihrer überdrüssig geworden ist. Ein freundliches Bebewohligen am Schluß eines mißlungenen Versuches wirkt viel pikanter, und so ist denn in den Vereinigten Staaten das „Scheiden in Schönheit“ zur großen Mode geworden.

Die Arbeit.

Von Emil Pola.

Überall summt und braust die Arbeit; die Schläge der Spinnraden, die er unter der Erde zu hören glaubte, fielen jetzt von einem Ende der Ebene bis zum andern.

Ein Schlag und noch ein Schlag und immerfort Schläge unter den Feldern, unter den Straßen, unter den Dörfern, die im Sonnenlichte leuchten: Die ganze finstere Arbeit

dieses unterirdischen Bagno, dermaßen erdrückt unter der ungeheuren Masse der Felsen, daß man wissen mußte, daß es da unten sei, um ihren tiefen schmerzlichen Seufzer zu vernehmen.

Sein Verstand reifte; er hatte sich von den unreifen Nachgelüsten seiner tollen Jahre befreit. Man wird den Hauptstreich führen; man wird sich still zu einem Heere bereinigen. Dann, an dem Tage, an dem man sich stark genug fühlen und erkennen wird, daß Millionen von Arbeitern einigen Tausenden von Nichtstuern gegenüberstehen, dann wird man die Nacht an sich reißen und gebieten Ach, welches Erwachen der Wahrheit und Gerechtigkeit! In dieser Stunde wird es aus sein mit dem gemästeten Gößen, der in der Tiefe seines Heiligums verborgen hockt, in jener dunklen Ferne, wo die Armen und Elenden ihn mit ihrem Fleische nähren. (Aus „Germinal“.)

„Scheiden in Schönheit.“

Der gute Ton unter Geschiedenen.

Die Geschichte, in denen man sich zum Schluß „kriegte“ und die Klänge des Hochzeitsmarsches die Aussicht auf eine unendlich glückliche Zeit eröffneten, gelten heute im Leben wie in der Poesie als veraltet. Heute fängt die Geschichte erst nach dem Besuche des Standesamtes an, und das Ende ist gar häufig eine Scheidung, so daß die Sache mit Bliz und Donner ausgeht. Aber auch diese Mode ist schon überholt. Ehetrennungen, bei denen es wild hergeht, Tränen und Borigesetzte, ja vielleicht sogar Tötlichkeiten vorkommen, sind nicht mehr „guter Ton“. „Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht?“ Man trennt sich lächelnd und bleibt weiter gut Freund. Das ist das Gebot der Stunde in Hollywood, wo ja bekanntlich die Filmstars, die darin die größte Übung haben, die Scheidungsmoden machen. Die hochgehenden Wogen der Erregung sind bei jeder Ehetrennung nach Möglichkeit auszuschalten, und wenn man nicht jeden Sturm der Gefühle völlig unterdrücken kann, so muß man doch jedenfalls seine Selbstbeherrschung zeigen, indem man ihn zu einer schönen Geste umgestaltet. Nach den Regeln des guten Tons unter Geschiedenen, die in einem amerikanischen Blatt angeführt werden, muß die geschiedene Frau mit dem verlassenen Ehemann in freundschaftlicher Form weiterverkehren und darf sich darin auch durch das Eingehen einer neuen Ehe nicht hindern lassen. Wenn sie etwa den Mann, dem sie vielleicht ein Jahr vorher „Liebe und Treue bis zum Tode“ gelobte, nach der Scheidung in Begleitung einer reizenden Dame in einem Restaurant trifft, so muß sie sich, wenn sie den Forderungen der neuesten Mode genügen will, lächelnd zu ihrem Freunde wenden und sagen: „Georg hat doch einen ausgezeichneten Geschmack; den hat er immer gehabt. Findest du nicht auch die helle Blondine, die da bei ihm ist, reizend?“ Der naive Mitteleuropäer, der von solchen Feinheiten nicht viel versteht, wird vielleicht fragen, wozu man sich denn überhaupt erst scheiden lassen muß, wenn man so fest entschlossen ist, auch weiterhin gut Freund zu bleiben und immer in „Liebe und Vertrauen“ verbunden zu sein. Aber er erkennt einmal die Macht der Mode und dann die Hintergründe des menschlichen Gemütes. Es bereitet eben eine besondere Sensation, wenn man mit dem früheren Gatten gut steht, ohne mit ihm verheiratet zu sein, und sogar eine Liebeslei: wäre vielleicht nicht von der Hand zu weisen, wenn sie von den lästigen Ketten der Ehe befreit ist. Außerdem ist es einmal etwas Neues, Tränen

„Heiliger Florian, du sacrischer Schwanz ...“

Warterl-Zuschriften in den Alpen.

Ein beliebtes Objekt für Botive ist der Heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuerbrunst. An vielen Alpenwohnhäusern bekommt da der liebe Gott folgende Zurechtweisung:

„Dies Haus stell' ich in Gottes Hand, da ist es dreimal abgebrannt; nun hab' ich's dem Hl. Florian vertraut, und hoff', daß er besser danach schaut!“

An einem Auffrichner Haus kriegt St. Florian selber einen Vorstoß-Rüffel:

„Dies Haus steht in St. Florians Hand, verbrennt es, ist's ihm selbst a Schand!“

Ein Bauer im Werdenfelsischen aber hat mit Florian ganz gebrochen:

„Heiliger Florian, du sacrischer Schwanz, wir brauchen dich nimmer, wir hab'n d' Affekuranz!“ (Feuerversicherung.)

Unter einem Bild des Heiligen Christophorus in Tölz betätigt sich einer kritisch-philosophisch:

„Christoph trug Christum, Christus trug die ganze Welt, Sag, wo hat Christoph dann damals hin den Fuß gestellt?“

Am Hause eines Zimmermeisters bekommen die Jesuiten ihr Fett:

„O Herr, dhüt üs vor Jesuitn und Gwandläs (Kleiderläusen). Böst' Weiber und falsches Geld bei der Tüfel g'ait i d' Welt; dos is alls Plaggeister; Hans Roth, Zimmermeister.“

Daß Frömmigkeit hierzulande außerordentliche Wertschätzung höchst irdischer Genüsse keineswegs hinderte, beweist die Inschrift:

„Gott Vater im Herzen, ein Dirndl im Arm, das etne macht: bloß selig, das andere auch warm.“

Auch die irdischen Dinge werden mit scharfen und kritischen Augen gesehen:

„Das ist das Beste auf der Welt, daß Tod und Teufel nimmt kein Geld, sonst müht mancher arme Osell für einen Reichen in die Höll.“

„Behüt uns Gott vor teurer Zeit, vor Maurer und vor Zimmerleut.“

vor die Doktor und Apotheker, vor die Heuchler und die Schleder, vor Advokaten und falschem Geld, so geht's uns gut auf dieser Welt.“

Alten Frömmlern scheinen die Alpenbauern nicht sehr gewogen gewesen zu sein:

„David und Salomon waren große Sänder, sie hatten schöne Weiber lieb und machten viele Kinder; da sie aber kamen ins Alter, machte der eine Spruch' der andere Pfalter.“

In Lans meint ein schlauer Genießer:

„Wenn ich tausend Ochsen hätte und ein schönes Weib im Bette, brauchte keine Steuer zu geben, hann wollt' ich ohne Sorgen leben.“

Unternehmer scheinen auch damals nicht mit sozialem Gemüt überla'tet gewesen zu sein. Ein Weinwirt im Montavonschen meinte:

„Wer Geld hat, ist den Braten, wer keins hat, kann ihn graten (entbehren), wer Geld hat, faust den Wein, wer keins hat schenkt sich Wasser ein.“

Eine Sennwirtin im Duzertal jammert in einer Inschrift über der Tür:

„Ist das nicht eine harie Bein, mit 40 Jahr noch Jungfrau sein?“ Der Schreiner Ochs in Eschellam dichteter: „Hier ruht ein kleines Ochselein, des alten Ochsens Söhnelein, der liebe Gott hat nicht gewollt, daß er ein Ochs werden sollt. Der Vater Ochs hat mit Bedacht den Sarg und Grab und Sohn gemacht.“

Mit der Sentimentalität und mit pietätvoller Zartheit haben es die Kelpfer nicht. Auf dem Grabstein des Johann Weindl in Laberweinting sieht grob:

„Hier liegt Johannes Weindl, er lebte wie a Schweindl, glosfn hat er wie a Ruh, der Herr geb ihm die ew'ge Ruh!“

Im Chiemgau illustriert ein Warterl, wie einer von einem hohen Baum herunterfällt, und vermeldet dazu lakonisch:

„Auffgittiegn, Abigfalln, Siegwesfn Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit.“

Bücher machen Freude.

D. F. Heinrich: „Jahet frei für 122“. 68 Seiten mit 18 Zeichnungen. Gebunden RM. 2.50. (Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.) Die Geschichte eines Jungen, der mit einer Hand einen Jungens aufhält. Wie in einem spinnenden Film tanzen die einzelnen Szenen auf, die dem Leben des kleinen Dorfjungen Paul Hubermann abgelaufen sind. Es gibt keinen Auftrieb in diesem Buche, alles rasi vorwärts, wie 122, der mit 100 Stundenkilometer nach fernem Ländern braust.

Das Nützliche: „Ein kleiner Kolat“. 164 Seiten mit 8 Zeichnungen. Geb. RM. 2.80. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.) Ein ruffähiger Junge und ein taubstümmes Mädchen werden durch die Revolution von den Eltern getrennt. Petrovitch, der reise alte Kolat, nimmt sich ihrer an. So reiten Ivan und Tashina mit ihm durch die unerwartliche Weise der Straßen, erleben alle möglichen Abenteuer. Ein mit Spannung und hunder Abwechslung mehrheitlich gelobtes Buch.

„Der Jugendgarten“. 57. Band. Eine Festgabe für Mädchen. 240 Seiten mit 146 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. Keinen RM. 5.80. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.) Für Mädchen von 8-12 Jahren bestimmt, übrigens auch von Vierzehn- und Sechzehnjährigen gerne gelesen. Ist der Jugendgarten, der jetzt den 57. Jahrgang erlebt. Neben fesselnden Erzählungen erzählt und berichtet er, Mädchen Geschichten zum Mitmachen und Mitlesen, fesselt schöne und inhaltsvolle Gedichte, die von guten Illustrationen begleitet sind. Darin reisen sich Abenteuer aus Natur, Haus und Geschichte, Anleitungen zu Sport und Spielen, aber auch zu Handarbeiten, zum Zeichnen, Schreiben und Häkeln und zu allerlei Gelegenheitsgeschichten.

Dies und das.

Wenn man den Schmetterlingsstaub unter einem sehr starken Vergrößerungsglas betrachtet, sieht man, daß er aus ganz feinen, kleinen Schuppen besteht, die den Haaren anderer Tiere entsprechen. Jede einzelne Schuppe hat einen Stiel, gewissermaßen wie die Blätter der Bäume; mit diesem Stiel ist die Schuppe an der feinen Haut befestigt, die die Flügel des Schmetterlings bedeckt. Diese Schuppen, die etwa wie Taubogel angebracht sind, und die den Schmetterlingen ihre wundervollen Farben geben, können ganz verschiedenartig angeordnet sein. Bei einer farbigen Schmetterlingsart bilden farbige Schuppen ganz deutlich die Zahl 1550.

Auf der Insel Man sind die Staken nicht die einzigen schwanzlosen Geißhöpfe; es werden dort auch Fühner ohne Schwanz gezüchtet.

Der Name John Bull für den Engländer stammt aus dem Jahre 1712. Damals erschien in London eine Schrift in vier Teilen, die in satirischer Form die politischen Ereignisse der letzten Jahre behandelte. Als Beispiel für das unfruchtbare politische Gezänk wurde ein Prozeß angeführt, in dem vier Männer, die Lord Strat (Wichtigster), Nicolas Frog (Frosch), Louis Baboon (Affe) und John Bull (Ochse) genannt wurden, ihr ganzes Hab und Gut verloren hatten. Der Verfasser hatte diese vier Männer lächerlich machen wollen, aber die Deutlichkeit war anderer Meinung, man ergriff Partei für diesen John Bull, der alles, was er befaß, opferte um sich sein Recht zu verschaffen und der so stolz, hartnäckig und ausdauernd war, daß man bald die ganze Nation mit diesem

Schon vor fünfundsiebzig Jahren hatte ein Amerikaner namens Lowe den Plan, den Atlantischen Ozean auf dem Luftwege zu überqueren. Er konstruierte einen riesengroßen Ballon, darunter brachte er eine Korb-gondel mit einem geräumigen Aufenthaltsraum an, in dem sich Tisch, Bank, Schrank, meteorologische Instrumente usw. befanden. Der Raum hatte Glasfenster, so daß man von dort Ausschau halten konnte. Mittels einer Leiter konnte man durch eine Luke im Boden in ein Boot gelangen das unten an der Gondel befestigt war, für den Fall, daß der Ballon bei seiner Fahrt der Wasseroberfläche zu nahe kommen sollte. Das Boot war wie ein kleiner Kab-

dampfer eingerichtet mit einer Dampfmaschine, so daß es sich auf dem Wasser vorwärts bewegen konnte. Außerdem war ein großer Luftpropeller daran angebracht, mittels dessen man den Ballon auf der Fahrt steuern zu können hoffte. Der Ballon wurde wirklich gebaut und war lange Zeit in New York ausgestellt. Aber aus der Fahrt über den Ozean wurde nichts. Jemandwelche Gründe verhinderten glücklicherweise die Abfahrt.

In Groß-Berlin gibt es im ganzen 9000 Straßen, von denen der Name von 2700 Straßen mehrfach vorkommt. So gibt es 30 Bismarckstraßen und 26 Wilhelmstraßen.

Die größte Insel der Welt ist Grönland, die 2.2 Millionen Quadratkilometer umfaßt. Die zweitgrößte ist Neu-Guinea, darauf folgen Baffinland, Madagaskar und Sumatra.

Java ist das Land, das von allen Ländern der Erde die häufigsten Gewitter hat, und zwar gewittert es dort durchschnittlich an 99 Tagen jährlich.

Frauen sind für Erkältungen weniger empfänglich als Männer. Der Statistik nach leiden von den männlichen Kranken 75 Prozent an Erkältungskrankheiten, während bei den weiblichen Patienten nur 60 Prozent auf solche Krankheiten entfallen.

Weiteres.

Wahrjagelust. „Bis zu Ihrem vierzigsten Lebensjahr werden Sie unter der Armut zu leiden haben!“ „So? Und dann?“ „Dann haben Sie sich daran gewöhnt!“

Treffende Antwort. In unserem großen Betrieb fanden schon seit längerer Zeit Arbeiterentlassungen statt. Der Abbaudirektor hat eben wieder einer größeren Anzahl von Angestellten den blauen Brief anshändigen lassen. Auf seinem Gang durch den Betrieb trifft er einen Arbeiter, der die Treppe leht, und zwar die untersten Stufen zuerst. Da brüllt er ihn an: „Man leht doch die Treppe von oben nach unten.“ Worauf prompt die Antwort: „Wissen S', Herr Müller, ich mach's genau so wie Sie; Sie fangen ja auch von unten an.“

Frank's Sache. „Ist die Farbe echt?“ Verkäufer: „So echt wie die Rosen auf Ihren Wangen, gnädige Frau.“ — „So — wollen Sie mir etwas anderes zeigen.“

Der mutige Ritter. Jarwadusch promenierte mit Anna Kathrein durch eine Kastanienallee. Seltig Arm in Arm und Auge in Auge. Plötzlich fährt aus einem Gebüsch eine riesige Bulldogge klaffend hervor. In der nächsten Minute befindet sich Jarwadusch auf dem nächsten Kastanienbaum in Sicherheit. „Jarwadusch!“ brüllt Anna, „rette mich!“ — „Komm raus!“ erwidert Jarwadusch. — „Ich kann doch nicht klettern. Komm runter und jag den Hund fort!“ — „Ach denke ja gar nicht daran.“ — „Vor zehn Minuten hast du mir noch geschworen, für mich würdest du dem Tode ins Auge schauen.“ — „Sei nicht so unlogisch, Anna! Das siehst du doch selber, daß der Hund noch lange nicht tot ist.“

Ein Zukunftsheld. Hauptmann: „Ein tapferer Soldat wird in der Schlacht immer dort zu finden sein, wo die Kugeln am dichtesten sind. Verstehen Sie mich, Meier?“ — Meier: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ — Hauptmann: „Run, wo werden Sie also in der Schlacht zu finden sein?“ — Meier: „Im Munitionswagen, Herr Hauptmann!“

Retting. In der Allgemeinen Fleischerzeitung lesen wir in einem Artikel: Wie Schlachtwieh überfüttert wird! folgenden Satz: „Ein Bulle kreperte, die anderen konnten nur dadurch gerettet werden, daß sie schnell abgeschlachtet wurden.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schbau.
Allen Anfragern ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 111.
Von Johann Kotz, Wien.
(Oesterr. Arb.-Schachzeitung.)
Schwarz: Kc6; Dd4; Sc8; Ba5, b6, c5, g5, g6 (8).



Weiß: Kc6; Da6; Tg4; Lg8, h8; Sa8, b5; Ba3, c2, e2 (10).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 108: T16-c6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schwarz: Rotmund, Stuppa Erwin, Kröpf Rudolf, alle aus Klostergrab; Töbner Max und Widorf Adolf, Tichau; Hleke Josef und Frisch Anton, Rortersdorf; Baum Franz, Seidenstein; Reinert Julius, Reising; Bräuer Benno, Bengau; Wenzel Adolf, Kruzdorf bei Gada; Dinnobler Emil und Weber August, Teichen; Wenzel Wilhelm, Kruzdorf bei Teichen; Gröber Anton, Lürsch; Reu Franz, Komosa; Kunz Rudolf, Metersdorf; Krenker Eduard, Schabo; Hieber Jurgard, Teichen; Hlagaich Hermann, Neu-Witrich; Walter Ludwig, Rabel Franz, Michel Adolf, alle aus Switkau; Frisch Gustav und Quast Adolf, Witschikan; Bettmacher Werner, Zweitnitz; Scheitler Franz, Teplitz.

Partie Nr. 24.
Damenbauerspiel.
Olympiade Wien 1931. Oesterreich II. — Nürnberg.
Brett 3.

Weiß: Gerschenkron, Wien.
Schwarz: Engelhardt, Nürnberg.
1. Sg1-f3 g7-g5
2. d2-d4 Sg5-f6
3. e2-e3 e7-e6
4. Lf1-d3 Sg8-d7
Besser war hier sofort c5, um Sg3 mit Sc6 zu beantworten.
5. Sb1-d2 c7-c5
6. e2-e3 b7-b6?

Schwarz mußte mit Ld6 den Punkt e5 sichern und nach 0-0 mit De7 nebst e5 fortsetzen. Wie wichtig der Besitz des Feldes e5 ist, zeigt die weitere Fortsetzung.
7. Sg3-e5 Le8-b7
8. f2-f4 Lf8-e7
Der mit dem Zuge 8. 14 eingeleitete Angriff (7. Se5 diente als Vorbereitung) bedeutet eine große Gefahr für Schwarz und mußte daher beizeiten erkannt werden.
9. 0-0 0-0
10. Tf1-f3 Sg6-e4
11. Tf3-b3 f7-f5
12. Sd2-f3 Tf8-e8??

Ein sofort entscheidender Fehler. Der Textzug ist umso auffälliger, als der Turm für das Feld e8 nie in Frage kommen konnte. Geschehen konnte nur Sd7-f6, um den Königsflügel zu decken.
13. Se5-d7 Dd8-d7
14. Sf3-e5 Dd7-c8
15. Dd1-h5! aufgegeben.
Zieht Schwarz 15. ... Se4-f6, so folgt Df7 und Sg6 matt. Auf b6 kommt ebenfalls Df7, K beliebig, f7-h5 und D oder Sg6 matt. Es kommt darauf an, auf den einzelnen Zug nämlich! Ein Fehler und die Partie ist entschieden.